

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 115 (1989)
Heft: 30

Artikel: Die Katze im Nacken
Autor: Regenass, René / Barth, Wolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-613804>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Katze im Nacken

VON RENÉ REGENASS

ES SEI EINE GANZ GEWÖHN-
liche Katze gewesen, hätten die Leute im Dorf gesagt, es gebe hier normale Katzen, und die Tollwut sei auch nicht ausgebrochen, noch nie habe es auch nur einen einzigen Fall von Tollwut gegeben. Nein, mit Vorwürfen müsse ihnen niemand kommen. Dass Katzen umherstreunten, das sei nichts Aussergewöhnliches, im Gegenteil. In einem Dorf könnten die Katzen eben frei spazieren, müssten nicht, wie in der Stadt, eingeschlossen ihr Leben fristen.

Sie hatten ja recht, die Leute im Dorf. Verständlich, dass sie erbost waren und die mit der Untersuchung beauftragten Beamten nicht nur argwöhnisch, sondern geradezu feindselig behandelten. Nicht einmal eine Unterkunft wollten sie ihnen zur Verfügung stellen.

So schrieb der Berichtstatter. Und weiter: Gross sei die Erleichterung gewesen, als die Beamten wieder abzogen, unverrichteter Dinge, wie man vorausgesagt habe. Noch grösser als die Erleichterung war die Schadenfreude. Immerhin gab die Angelegenheit Gesprächsstoff, und der war immer willkommen. Der Wirt wird sich die Hände gerieben haben, endlich war seine Gaststube wieder einmal voll, nicht nur für einen Abend. So gesehen, hätten alle der Katze danken mögen.

Freilich habe es auch Stimmen gegeben, die das Ereignis nicht als Hirngespinnst abtun wollten. Besonders die alten Leute waren anderer Meinung, zwei erinnerten sich sogar, früher, vor Jahrzehnten, schon einmal etwas Ähnliches gehört zu haben. Aber auch damals habe niemand daran glauben wollen. Einzelne hätten behauptet, es sei kein Geringerer als der Teufel gewesen, der in dieser Gestalt aus dem Erdinnern heraufgestiegen sei. Aber diese Erzählung nahm keiner ernst.

Selbstverständlich seien Fachleute zu Rate gezogen worden. Sie stellten übereinstimmend fest, dass ein solcher Zwischenfall nicht sehr wahrscheinlich, aber nicht völlig von der Hand zu weisen sei. Vor allem die Begleitumstände müssten berücksichtigt werden: erst ein ausnehmend heisser Tag mit hoher Luftfeuchtigkeit, dann der plötzliche Druckabfall mit Sturm und anschliessendem Gewitter. Wenn man diese Faktoren zusammennehme, wäre es durchaus denkbar, dass es zu der verhängnisvollen Begegnung habe kommen können.

Als ich den Bericht in der Zeitung las, glaubte ich nicht daran, vermutete, es handle sich um eine Nachricht, wie sie in den Redaktionen, besonders während des Sommerlochs, hin und wieder erfunden werden. Doch das Absurde an diesem Vorfall liess mich aufhorchen. Ich wurde so neugierig, dass ich mich nicht mehr zurückhalten konnte. Ich wollte selbst erfahren, was nun die Wahrheit sei.

Es war nicht einfach, den Mann ausfindig zu machen. Erst nach zahlreichen vergeblichen Versuchen gelang es mir, ihn aufzuspielen. Auf Anhieb hatte ich einen guten Eindruck von ihm; er wirkte klar, war einfallsreich, aber kein Phantast. Je länger ich mit ihm sprach, um so mehr neigte ich dazu, seine Schilderung als authentisch zu betrachten. Überhaupt, an seinen Aussagen wäre nicht zu zweifeln gewesen, wenn ...

Gerne will ich Ihnen den Hergang schildern, sagte er, wenn ich auch die Geschichte wohl schon ein Dutzend Mal erzählt habe. Vielleicht kann ich Sie überzeugen. Sonst ist das auch nicht schlimm.

UND ER BEGANN OHNE UMSCHWEIFE: Ich beabsichtigte, meine Ferien einmal anders zu verbringen, allein und in einer abgelegenen Gegend. Zuletzt riet mir ein Bekannter zu einem Urlaub auf einer einsamen Insel. Verzeihen Sie, wenn ich keine Namen nenne, ich will das Dorf nicht noch mehr in den Rummel hineinziehen.

Diese kleine Insel entsprach genau dem, was ich mir gewünscht hatte. Sie war relativ einfach zu erreichen, liegt abseits des Touristenstroms, mehr noch: ist kaum für einen längeren Aufenthalt erschlossen. Es gibt dort bloss zwei Pensionen. Wo findet man das heutzutage noch, und bei einer solchen Lage! Das Klima angenehm, die Leute freundlich, der Strand sogar noch sauber. Auch sind noch alte Saumpfade vorhanden, die kreuz und quer durch die Insel führen bis hinauf zu dem einzigen Berg, einem erloschenen Vulkan.

Ich war mehr als zufrieden.

Die ersten Tage ruhte ich mich aus, ging ab und zu für eine Stunde zum Meer, badete. Abends sass ich mit den Einheimischen vor dem Wirtshaus, verständigte mich mit ihnen, so gut es meine Sprachkenntnisse er-

laubten. Jedenfalls fiel mir nichts auf, was besondere Beachtung verdient hätte, sieht man von den Naturschönheiten ab.

Gut, im nachhinein ist zu sagen, dass es auf der Insel anscheinend keinen einzigen Hund gab. Statt dessen beherrschten die Katzen die Dorfstrasse. Es waren wirklich viele, aber meist dösten sie versteckt im Schatten eines Hauseingangs. So fiel die grosse Zahl nicht sofort auf. Und warum hätte mich das weiter beschäftigen sollen? Ich bin kein ausgesprochener Katzenliebhaber, andererseits sind mir diese Tiere auch nicht lästig.

Zu Beginn der zweiten Woche beschloss ich, eine Wanderung auf den Berg zu machen. Ich liess mir vorher von einem Einheimischen genau den Weg beschreiben. Er warnte mich vor den Schründen, die durch die Erosion tief in den Berg hinein ausgewaschen seien. Und bevor ich endgültig aufbrach, erkundigte ich mich nach dem Wetter, um nicht in ein Gewitter zu geraten.

So machte ich mich also auf den Weg. Drei Stunden musste ich für den Aufstieg rechnen. Ich verliess die Pension um acht Uhr, damit ich die Bergkuppe noch vor Mittag erreichte. Oben wollte ich mir Zeit lassen zur Besichtigung des Kraters, für den späteren Nachmittag plante ich den Abstieg, so dass ich gegen sieben Uhr wieder im Dorf angelangt wäre.

ES GING ALLES GUT. UM ELF UHR
langte ich oben an. Ich will jetzt die Schönheit der Landschaft, der Pflanzen und der überraschenden Gesteinsformationen, all der Farben und des einmaligen Lichts, nicht beschreiben, das würde zu weit führen. Auch die Aussicht auf das Meer nicht; ringsum Wasser, die Insel ein niedliches Schiff, ein Klecks in der Unendlichkeit des Wassers, das in wechselndem Spiel die Felsen umspülte, sie einmal liebteste, ein andermal eifersüchtig in Besitz nahm. Und dann der Krater, der Blick hinab in die Tiefe, ein Trichter, der sich durch die Erdrinde hineinbohrte.

Wie gesagt, ich liess mir Zeit. Zugegeben, die Eindrücke waren so stark, dass ich – verzeihen Sie mir das altmodische Wort – trunken war. Aber nicht so weit, um den Sinn für die Realität, für das, was sich diesseits der Empfindungen ereignet, zu verlie-

ren. Der Abstieg gestaltete sich weniger angenehm, als ich gedacht hatte; wenn auch steil, so doch bei einiger Vorsicht ohne grössere Gefahren. Ich hatte ungefähr ein Drittel des Weges zurückgelegt, als eine Wolke, die ich vorher nicht beachtet hatte, die Sonne verdeckte und die Landschaft verdüsterte.

Es gab für mich bald keinen Zweifel mehr: ein Gewitter braute sich zusammen, in Windeseile. Ich beschleunigte meinen Schritt, ohne Panik. Erschrocken war ich erst, als innerhalb weniger Minuten die Nacht hereinbrach, eine Dunkelheit, die gerade noch eine Sicht auf etwa zehn Meter zuließ. Doch es war nicht nur das, was mich erschreckte; das spärliche Licht war so seltsam, dass die Erhebungen kaum mehr zu sehen waren. Ich begann zu stolpern, fiel mehrmals beinahe hin.

Ich bog um einen Felsvorsprung, der Wind hatte sich nun zu einem Sturm entwickelt, als ich vor etwas Dunklem stand. Um ein Haar wäre es zu einem Zusammenstoss gekommen. Erst glaubte ich an eine Sinnestäuschung, dann, nachdem ich genauer hingeschaut hatte, erkannte ich in dem Schatten das dunkle Fell eines Tieres.

Es fauchte mich an, offenbar genauso überrascht wie ich.

AUS IRGEND EINEM GRUND, wenn man bei einem Tier diesen Ausdruck anwenden kann, versperrte es mir beharrlich den Weg. Ich konnte leider nicht ausweichen, weil der Pfad zu schmal war, rechts sich fast senkrecht eine Felswand erhob, links ein Abgrund von sicher hundert Metern klaffte. Ich wich zurück, nicht allzu weit, das wäre zu gefährlich gewesen. Schwer zu sagen, wie lange wir uns gegenüberstanden. Sobald ich es wagte, mich auch nur zu bewegen, fauchte das Tier, das ich als Katze identifizierte, freilich nicht eine gewöhnliche, sie war viel mächtiger. Wenn Sie eine Grössenangabe wünschen: so gross wie ein Puma. Die Zähne blitzten deutlich auf, wenn sie ihre drohenden Geräusche von sich gab.

Das Wetter verschlechterte sich weiter, die ersten Blitze fuhren nieder. Ich musste unbedingt weiter. Das Tier schien meine Absicht durchschaut zu haben, es blähte sich auf, stemmte die Vorderbeine nach vorn und zeigte mir das Gebiss. Noch hatte ich Hoffnung, an ihm vorbeizukommen, wenn ich nur mutig auf es zuginge. Aber kaum setzte ich zu einem Schritt an, buckelte das Tier von neuem, stiess merkwürdige, beängstigende Laute aus, nahm eine deutliche Angriffsstellung ein.

Es war kein Durchkommen. Möglich, dass ich, ganz unbewusst, das Tier nicht einfach in den Abgrund stossen wollte, denn trotz allem fühlte ich mich überlegen. Ich

dachte daran, ob das Tier etwas verteidigte, sein Revier, einen Unterschlupf – aber für mich gab es keinen Ausweg, ich musste auf dem Pfad bleiben. Schliesslich schritt ich auf das Tier zu, wobei ich darauf achtete, dass ihm noch Platz blieb. Es duckte sich tief, so dass ich mich blitzschnell entschloss, über das Tier hinwegzuschreiten. Und tatsächlich verhielt es sich zumindest abwartend. Kaum aber hatte ich das unheimlich Tier hinter mir, da verspürte ich den Biss im Nacken.

Der Mann zitterte, seine Augen weiteten sich und wurden starr. Ist Ihnen nicht gut? fragte ich besorgt. Doch, doch. Es ist die Erinnerung. Es war furchtbar. Nicht der Biss, das Tier liess sich nicht mehr abschütteln. Das war das Furchtbare. Ich riech mich an einer Felswand, wand mich, so gut das ging, griff mit den Händen nach hinten, um es wegzureissen – vergebens. Es hatte sich auch mit den Krallen tief im Fleisch festgehakt.

Ich weiss heute selbst nicht, wie ich das Dorf erreichte. Der Sturm drückte mich fast zu Boden, der Regen peitschte mir ins Gesicht, und im Nacken sass das widerliche Tier! Die Schmerzen nahmen ständig zu, wurden schier unerträglich. Sobald ich das Dorf betrat, völlig erschöpft, löste sich das Tier mit einem plötzlichen Satz und verschwand in der Dunkelheit. Aufgrund der Bissspuren wurde festgestellt, dass es sich um eine Katze gehandelt hatte. Doch davon bin ich nun nicht mehr überzeugt. Schauen Sie sich selbst die Narben an, sie sind noch sichtbar.

Ich ging zum Mann hinüber, beugte mich hinunter, aber ich konnte beim besten Willen keine Spuren von einem Biss entdecken. Ich war allerdings klug genug, mir nichts anmerken zu lassen.

ILLUSTRATION: BARTH

